

entstanden, sondern auch in Institutionen. Er führt dazu auf, dass zu dieser Zeit erstmalig Gesetze erlassen wurden, die Individuen die Möglichkeit geben, gegen Lokalregierungen juristisch vorzugehen. Gleichzeitig analysiert Yan, dass im Gegensatz zu europäischen Vorstellungen von Individualität in China der Staat auch weiterhin eine wichtige Rolle spielt, indem er durch attraktive ökonomische und teilweise auch politische Entscheidungsoptionen dem Individuum eine „freie Wahl“ jenes Weges nahe legt, den der Staat aus seiner Sicht favorisiert. Laut Yan lenkt der Staat den Prozess der Individualisierung deutlich: während er in der privaten und wirtschaftlichen Sphäre und in ausgewählten öffentlichen Bereichen Individualität zwar fördert, verweigere er dies weitgehend auf politischer Ebene. Gleichzeitig schränkt er bestimmte soziale Gruppen stärker ein als andere. Vor allem aber möchte er verhindern, dass eine Zivilgesellschaft aus organisierten Individuen entsteht. So fasst Yan zusammen, dass *„the individualization of Chinese society appears to be an ongoing process characterized by the management of the party-state and the absence of cultural democracy, a welfare state regime and classic individualism“* (290).

Der Leser muss sich darauf verlassen, dass der Mikrokosmos des Dorfes Xiajia, in welchem Yans Beschreibungen vielfach wurzeln, tatsächlich als exemplarisch gelten kann und sich die Erkenntnisse, die Yan hier erlangt, auf andere Teile Chinas anwenden lassen. Dieses Zugangs ist er sich jedoch bewusst, möchte er doch *„views and experience of flesh-and-bone individuals“* (xvii) darstellen. Gleichzeitig sind die Argumente Yans allerdings sehr überzeugend, seine Beispiele vielfältig und seine Analyse kohärent, so dass, trotz der Fokussierung auf Xiajia, seine Befunde als gültig angesehen werden können.

Das vorliegende Buch liefert also detaillierte Studien aus einem Zeitraum vom mehr als 10 Jahren, welche, basierend auf gründlichen Feldforschungen, die Entstehung einer indi-

viduellen *agency* und einer individualistischen Gesellschaft aus dem ruralen Kontext heraus beschreiben.

Martin Böke

### **Takemitsu Morikawa (Hg.): Japanische Intellektuelle im Spannungsfeld von Okzidentalismus und Orientalismus**

Kassel: Kassel University Press 2008,  
187 S., EUR 19,00

Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen: dieses Zitat Johann Wolfgang von Goethes aus der Gedichtsammlung „West-östlicher Divan“, führt vielsagend in den Sammelband ein. Beide Kulturkreise ließen sich nur in der Auseinandersetzung mit dem jeweils anderen verstehen. Johannes Weiß beschreibt im Vorwort den Zwiespalt, in dem sich viele japanische Intellektuelle befänden: In einer Zeit, in der alte und neue Werte aufeinanderprallen, gewönne ihre Rolle an Wichtigkeit, aber auch an Schwierigkeit. Nur sie verfügten über die nötigen Sprachkenntnisse und Auslandserfahrungen, um sich ein Bild der Fremde zu machen. Dabei seien sie aber nicht in der Lage, das eine ohne das andere zu analysieren, was oft dazu führe, das Eigene als das Überlegene wahrzunehmen.

Takemitsu Morikawa, der Herausgeber, der die folgenden vier Artikel kurz einführt, kennt selbst beide Welten. Sein Studium an der renommierten Keiō-Universität in Tokio setzte er als DAAD-Stipendiat in Deutschland fort. Die Portraits von drei Generationen japanischer Politiker bzw. Wissenschaftler zeigen anschaulich, dass vor dem Hintergrund tiefgreifender, oft geradezu krisenhafter gesellschaftlicher Umbrüche sich Intellektuelle in besonderer Weise verantwortlich fühlen, kulturelle Werte zu analysieren, zu bewahren bzw. neu zu interpretieren. Damit übernahmen zweisprachige Intellektuelle die „Semantik zur Selbstbe-

schreibung“ (17). Alle vier Artikel entstanden im Rahmen eines DFG-Projektes zu „Interkulturelle Vermittlung: Zur Bedeutung und Wirkung von Mori Ôgai im Modernisierungskonflikt Japans“.

Zunächst analysiert Shingo Shimada die Schriften von Katô Hiroyuki (1836–1916), in denen er die westliche Staatslehre aufgreift. Katô zufolge bestand der japanische Staat (im Gegensatz zum westlichen) nicht nur aus einem politischen Staatsapparat (*seitai*), sondern auch aus einem *kokutai*, einem unveränderlichen Wesen der japanischen Nation. Katôs Überlegungen sind vor allem machtpolitischer Natur: Japan müsse einen starken modernen Nationalstaat aufbauen, der gegenüber den westlichen Mächten konkurrenzfähig und militärisch ebenbürtig sei, ohne die japanische nationale Identität zu verlieren.

Takemitsu Morikawa schildert in seinem Artikel das Werk von Yanagita Kunio (1875-1962), dem Begründer der japanischen Ethnologie (*yanagita minzokugaku*), der „Wissenschaft als Selbsterkenntnis von Japanern“ (Kamishima 1975, 161). Beeinflusst von der europäischen Romantik versteht Yanagita die Krise der ländlichen Region im Zuge der industriellen Revolution auch als Krise der japanischen Seele und kulturellen Identität. Das (ländliche) gemeine Volk (*jômin*) bilde aber gerade das kulturelle Rückgrat Japans, das unveränderlich, unbefleckt und harmonisch allen äußeren Anstürmungen trotzte. Als Verwaltungsbeamter gehörte Yanagita freilich nie selbst dieser Gruppe an, sondern analysierte sie nur „von außen“.

Den jüngsten der drei Intellektuellen – Takeuchi Yoshimi (1910-1977) – beschreibt Wolfgang Seifert vor allem vor dem Hintergrund dessen 1948 erschienenen Artikels „Was bedeutet die Moderne? Der Fall Japan und der Fall China“, in dem Takeuchi die geistig-kulturelle Situation Japans nach dem 2. Weltkrieg studiert. Über das Werk des chinesischen Schriftstellers Lu Xun analysiert Takeuchi, wie Japan nach der katastro-

phen Niederlage versucht, der modernen Lebensweise des Westens nachzueifern. Takeuchi plädierte dabei weder für eine Abkehr vom Westen noch für eine Hinkehr zu China. Vielmehr müssten beide Modernisierungswege hinterfragt werden.

Mit viel Liebe zum Detail beschreibt Hans-Joachim Bieber im abschließenden Aufsatz die Gründung der deutsch-japanischen Kulturinstitute in Berlin und Tokio mitsamt deren finanziellen und personellen Schwierigkeiten. Das japanische Kulturinstitut wurde 1926 in Berlin gegründet. Die Eröffnung des deutschen Gegenstücks in Tokio fand mit etwas Verzögerung im Juni 1927 statt. Gegenstand der Arbeit beider Institute waren Kunstausstellungen, der Aufbau von Bibliotheken und die Organisation von Vortragsveranstaltungen, Lesungen und Konferenzen. Der Kulturaustausch, unterstützt von der Alexander von Humboldt-Stiftung und dem Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD), wies eine deutliche Assymetrie auf: Während deutsche Geistes- und Sozialwissenschaftler quasi zur Pflichtlektüre sämtlicher japanischer Intellektueller wurden, machten die aus dem Japanischen übersetzten Werke „kaum ein Bücherbrett aus“ (170).

Der Sammelband bietet einen gelungenen Einblick in das Werk dreier japanischer Intellektueller sowie in die Bedeutung von Kulturarbeit im Modernisierungsprozess Japans und Deutschlands. Das Buch dürfte für alle Kultur- und Japaninteressierten, Historiker, politische und postkoloniale Theoretiker sowie alle, die sich gerne mit „dem Anderen“ beschäftigen, eine lesenswerte Lektüre sein.

Kerstin Priwitzer